

Volkstimme

Einzelpreis 5 Pf.

Wochenzeitung für Kinder im Magdeburger Land

Die Kinderzeitung erscheint mit jeder Sonntag-Nummer der „Volkstimme“. Zur Mitarbeit ist groß und klein freundlichst eingeladen. Behandelt werden alle Fragen des täglichen Kinderlebens. Jeder soll zu seinem Rechte kommen, auch die Kleinsten, die noch nicht in die Schule gehen. Das verspricht die Redaktion der Kinderzeitung, Magdeburg, Str. Münzstr. 4. Fernsprecher 23861—23865.

Nr. 37

Sonntag den 8. September 1929

1. Jahrgang



Kartoffelernte

Die Frühkartoffeln sind längst aus der Erde und die Haupternte hat begonnen. Langsam sind die mächtigen Knollen unter der Erde herangereift, werden ausgegraben, ausgepflügt oder ausgehackt und wandern in die Keller oder in Mieten. Diese Mieten sind große Löcher auf freiem Felde, die mit Kartoffeln gefüllt und mit einer starken Schicht Erde bedeckt werden. So können die nahrhaften Knollen nicht erfrieren und im Frühjahr wieder den Menschen zur Nahrung dienen.

Die Kinder der Stadt wissen sehr oft nicht viel mehr von der Kartoffel, als daß sie sehr gut schmecken. Von der Schule her wissen sie vielleicht noch, daß sie

Vom Teufel bejessene Hühner

Auf einem Bauernhof in einem Dorf an der Weser gingen plötzlich die Hühner an zu tanzen und merkwürdige gluckende Töne von sich zu geben. Die abergläubigen Bewohner des Bauernhofs gerieten in helle Aufregung, denn sie waren überzeugt, daß der Teufel in die Hühner gefahren sei.

Um weiteres Unheil von dem Hofe fernzuhalten, beschloß man, die Hühner in Säcke zu stecken und sie auf den Grund der Weser zu versenken.

Erst als das arme Federvieh den Tod des Ertrinkens erlitten hatte, klärte sich die „Bejessenheit“ der Hühner auf ganz natürliche Weise auf. Die Bäuerin hatte die Johannisbeeren, aus deren Saft Wein gemacht werden war, auf den Misthaufen geworfen, und die Hühner hatten sich daran berauscht. In der Trunkenheit hatten sie dann die merkwürdigsten Tänze aufgeführt. Sie waren wirklich vom Teufel bejessen, aber vom Teufel Alkohol. —

im 16. Jahrhundert durch den englischen Seefahrer und Koridier Kram. Das nach Europa gebracht sein soll. Kram. Das hat sie bei Koridungserien in Amerika entdeckt. Es wird nur erzählt, daß die ersten europäischen Bauern die Kartoffeln pflanzten, hat der braunen Knollen die gelbgrünen Früchte geerntet haben. Das war natürlich ein ekelhafter Geschmack.

Gegen den Widerstand der Bauern hürte die

Kartoffel (etwas) nur langsam ein. Heute ist sie neben dem Roggen das Hauptnahrungsmittel aller Deutschen und auch vieler anderer Völker, besonders der Polen und der Russen.

Soviel also wissen auch viele Kinder der Großstadt. Die Kinder vom Land aber wissen mehr von ihrer Kartoffel. Sie wissen wie sie gepflanzt wird, denn sie sind dabei, wenn Vater oder Mutter mit dem Spaten Loch für Loch aushebt und

sie als Kinder in jedes Loch eine Saatkartoffel hineinwerfen müssen. Im April etwa. Jede Kartoffel hat etwa sechs bis acht Augen, aus denen Keime sprossen, und bald durchbrechen grüne Spikes den braunen Ader. Die grünen Spikes werden zu grünen Büschen. Da, eine kalte Nacht im Mai, und alles ist wieder schwarz, erstoren. Doch unten lebt die Mutterknolle und treibt wieder nach, oft aber auch nicht.

Die übrigen Kartoffeln lassen kein Stück des braunen Aders mehr sehen und färben ihn mit ihren Büschen grün. Unter der Erde liegen die Wurzeln die ersten kleinen Knollen an. Nun wird angerodet. Das heißt, beim großen Pauern wird mit einem kleinen Pfluge, beim kleinen Pächter oder beim Landarbeiter mit der Hacke Erde an die Büsche herangebracht. Jetzt lagert die oberste Knollen fest und werden vor der Zerreißung gefärbt und ungeschädigt gemacht.

Die Kartoffel bleibt im Sommer meistens demnächst mehr und reiflicher. Jeder Bauer weiß, dass der Acker sein vom kalten Winter ist. Es ist nicht mit der Durchfrost, so wird und erntet, das man es nicht so sehr können lernen. Die Kartoffel ist nicht!

Jahr die Kartoffel ist die Blüte der Erde. Jeder Bauer weiß, dass der Acker nicht so sehr können lernen. Die Kartoffel ist nicht!

sind aber nicht beständig und müssen bald in den Suppentopf wandern.

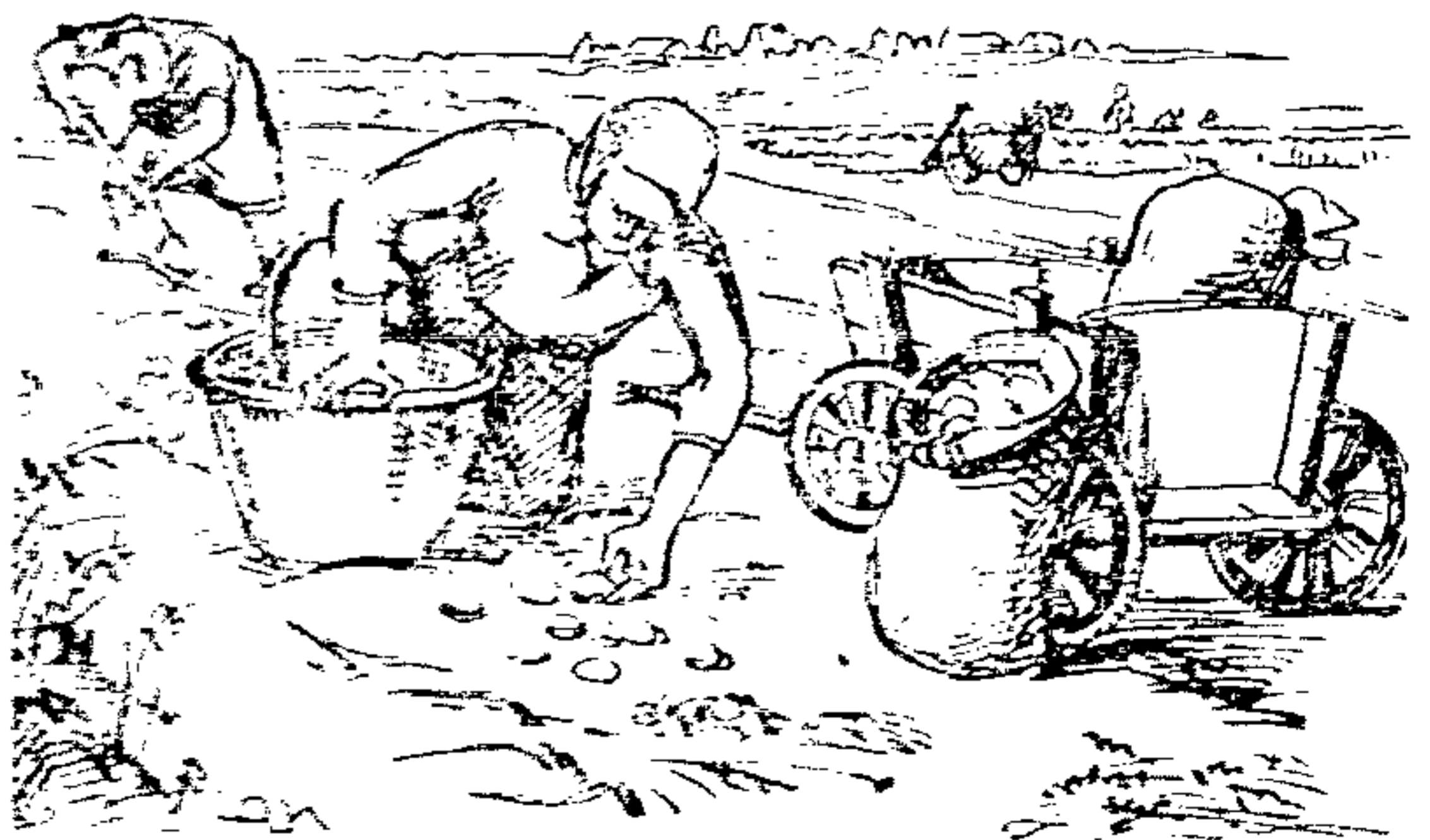
Anderes die Spätkartoffel. Die Blüten verwandeln sich in grüne Knollen, die in der Sonne gelb werden und schließlich abfallen. Gelblich wird auch der Busch, immer gelber, dann grau und trocken wie Stroh. Nun erst ist die Kartoffel reif und haltbar. Jetzt, im September beginnt die Ernte.

Auf großen Gütern werden die Knollen ausgepflügt. Frauen und Männer gehen mit Körben hinterher und fuchen sie vom Ader ab. Eine fürchtbar saure Arbeit, die meist auch noch sehr schlecht bezahlt wird. Auch Kinder müssen sie verrichten, weil die wenigen Groschen, die sie dafür bekommen, von der Mutter gebraucht werden.

Wehr Spatz macht schon die Kartoffelernte auf dem eigenen Acker den die meisten Landbewohner beackern. Ein Stückchen Land, auf dem je nach Größe und je nachdem man ein gutes oder schlechtes Saatjahr

hat, 30 bis 60 Zentner geerntet werden. Meist an einem Sonntag. Sehr früh geht es dann hinaus auf's Feld. Die Erwachsenen graben die Kartoffeln mit einem Spaten aus, die Kinder lesen sie auf. Tad auf Tad füllt sich. Abends kommt dann ein Fuhrwerk. Eine letzte Quälerei, und hoch beladen schwankt der Wagen zum Dorfe zu.

Vorher aber tragen die Kinder das trockne Kartoffelstroh auf einen großen Berg. Bald brennt es Freudenfeuer. Das einer ganz eigenartigen Geruch verbreitet. In die glühende Asche aber werden schnell ein paar Hände voll Kartoffel gelegt. Gold sind sie gar. Und ist auch ihre Schale oft ganz schwarz gebrannt, der Kern ist weiß, und mehlig. Glaubt mir's, ihr Stadtkinder, so süß schmeckt keine Süßkartoffelware. So angenehm schmeckt die Kartoffel das ganze Jahr nicht wieder, wie die halb geröstet und halb gebacken abends nach getaner Arbeit auf dem Feld.



Unsre Bilder zeigen eine andre Kartoffelernte. Hier werden die lieben Früchte einzeln eingebracht. Zwei Säde auf den kleinen Wagen, und heimwärts geht es. Zwanzigmal Tag für Tag oder Abend für Abend, bis der Segen im Keller liegt. Oder die Frau gräbt allein am Tag und ihr Mann holt nach Feierabend die Kartoffeln vom Acker. Unendlich viel Schweiß wird dabei vergossen, aber das Geld reicht eben nicht aus für ein Gespann Pferde.

So mußten früher und müssen auch heute noch an vielen Stellen Sozialdemokraten immer ihre Kartoffeln ernten, denn kein Bauer stellte ihnen ein Rührwerk zur Verfügung. Und wenn sie es noch so hoch bezahlen wollten.

Dieses Jahr scheint ein gutes Kartoffeljahr zu sein. Die großen Bauern haben Angst, daß die Preise dadurch zu niedrig werden. Die ärmern Leute aber freuen sich herzlich, wenn sie ein paar Zentner mehr ernten

können. Sie können dann etwas davon verkaufen, und das Geld fehlt gerade noch für ein Paar neue Schuhe oder für ein notwendiges Stück Zeug. Wir ändern aber, die wir die Kartoffel nur vom Keller oder von der Schüssel her kennen, wollen sie uns nicht mehr nur gut schmecken lassen, sondern immer daran denken, daß sie nicht als Segen vom Himmel gefallen ist, sondern in Bluthitze, Sturm und Regen schwer erarbeitet werden mußte. —

An der Wiege des Tees



Wann hat man wohl zum erstenmal auf der Erde Tee getrunken? Da, das wird man wohl niemals genau feststellen können. Man sagt, der Tee sei das Nationalgetränk der Engländer; das ist schon richtig, nur darf man nicht glauben, daß die Engländer deshalb die ersten Teetrinker waren.

Keineswegs, denn erst im Jahre 1650 kam aus dem fernem Osten (China) der erste Tee nach England, und selbst noch 11

galt er dort als so große Seltenheit, daß sich der damalige englische König Karl II. sehr geehrt fühlte, als ihm die englisch-indische Handelsgesellschaft eines Tages — 2 Pfund Tee überstiel!

Die Chinesen freilich kannten den Tee schon weit früher. Wenn man auch nicht genau weiß, wann sie ihn zum erstenmal anbaute und tranken, so nimmt man doch an, daß dieser das Getränk bereits im Jahre

600 n. Chr. nichts Fremdes mehr war. Der Teehandel Chinas und später auch Japans stand so in Blüte, daß bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die ganze Welt von dort aus mit Tee versorgt wurde.

Das hat sich heute allerdings sehr geändert, denn man ist dazu übergegangen, auch anderorts Tee anzubauen. So kommt es denn, daß man jetzt die größten und ausgedehntesten Tee-



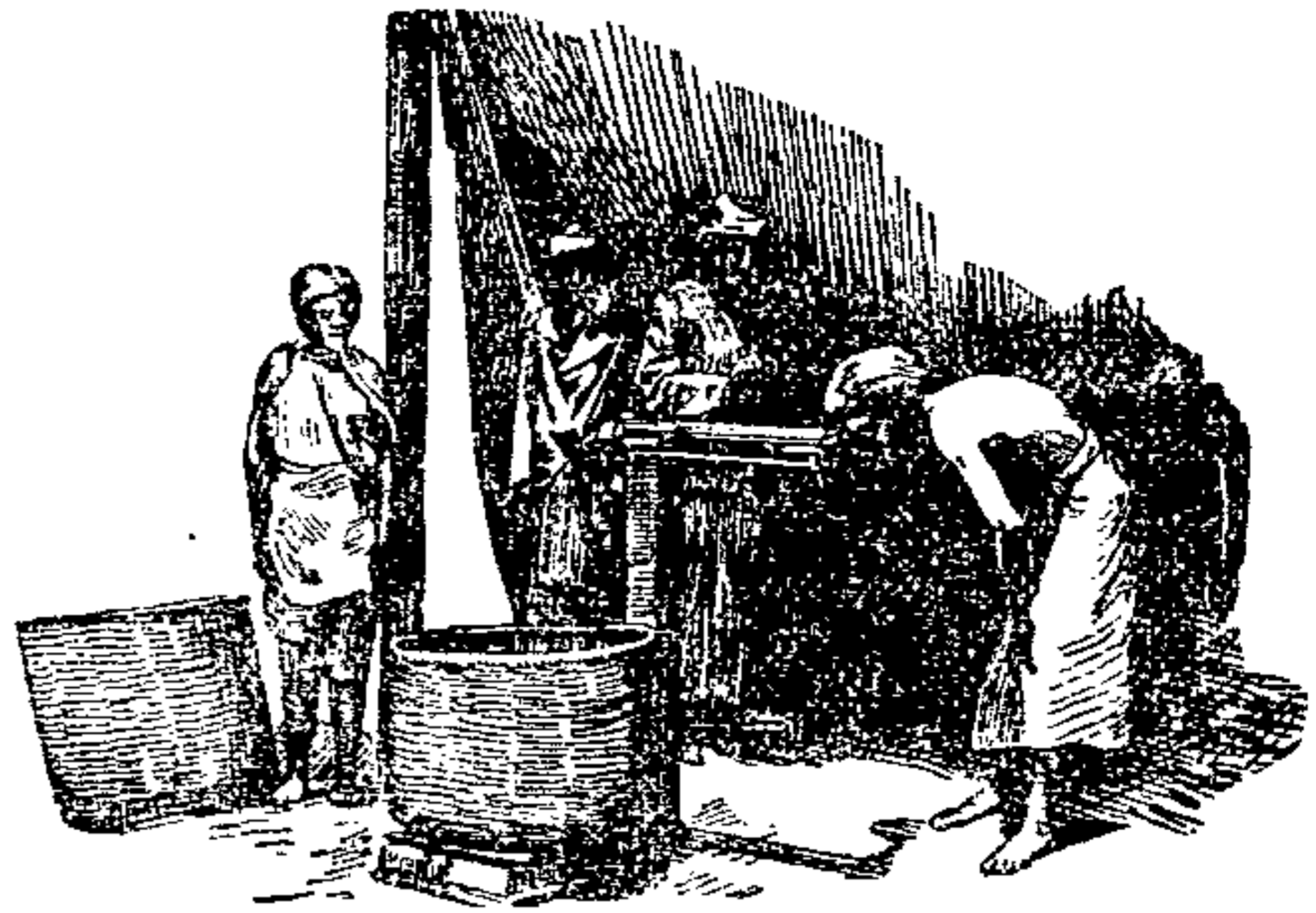
Die Teezeit wird

plantagen nicht mehr in China oder Japan findet, sondern auf der Insel Ceylon, die ihr auf jedem Atlas findet.

Ein blühender Teestrauch sieht herrlich aus. Rosa und weiß sind seine Blüten, und der Duft, den sie ausstrahlen, ist unbeschreiblich süß. Fallen die Blüten ab, kommen braune Kapseln zum Vorschein, die den kirchen-großen Samen enthalten. Diesen Samen sät man nur in gutgedüngte Erde, aber ein volles Jahr vergeht, ehe man die entstehenden Schößlinge herjagen kann.

Sind die Pflanzen 3 Jahre alt geworden, jüzt man sie auf eine Größe von etwa 60 Zentimeter, um dann im 7. Jahre die Stauden nahe am Boden abzuschneiden, damit die Stümpfe neue Schößlinge treiben können.

Jeder weiß, wie stark der Tee duftet. Frisch gepflückte Teeblätter duften aber jelt-jamerweise gar nicht. Man schüttet sie erst nach der Ernte zu großen Bergen auf, damit sie trocknen und welfen können. Erst jetzt entsteht der köstliche Duft, aber damit ist der Tee im-



Das Wiegen des Tees

mer noch nicht handels- und gebrauchsfertig.

Hierzu gehört noch mehr: man rollt die Blätter auf einem Rohrgeflecht zu kleinen Kugeln zusammen, dörrt sie in großen Pfannen über einem freien Feuer unter beständigem Schütteln und rollt und trocknet sie dann noch einmal. Jetzt endlich kann man an das Sortieren gehen, worin die Eingebornen eine große Übung haben.

Auf ganz großen Teeplantagen erfolgt die Trocknung der Blätter natürlich durch Maschinen, aber dennoch kann man die Hand-

arbeit nicht umgehen. So kommt es denn, daß man im Innern Ceylons Plantagen antrifft, auf denen nicht nur Sunderie, sondern sogar Tausende von Eingebornen beschäftigt sind.

Davon weiß allerdings der Teetrinker nicht viel. Er geht zum Kaufmann und holt sich dort ein Päckchen Tee, dem man es nicht ansehen kann, was es für Arbeit machte, ehe es zu uns gelangte. Tee ist ein herrliches Getränk, doch heißt es auch hier: nicht übertreiben! Wer Tee im Uebermaß trinkt, kann leicht erkranken. —

Klein-Achold und der Kuckuck

Klein-Achold läuft durch den Wald. Er läuft wie ein tolles Pferdchen, das an dem Stalle gelassen ist, weil es nicht eingezäumt sein mag. Und Klein-Achold mag auch nicht eingezäumt sein. Darum eben ist er dahangelaufer.

Und noch einer läuft durch den Wald — das ist der Wind. Der hat sein Meid, sein Jammes, aus Blumen-Hantlappen zusammenge-
sticktes Meid, auf einem Weidenzweig unten am Weidenstamm gelegt und läuft mit jolger Atemkammer durch

den Wald, daß er den kleinen Achold gar nicht bemerkt. Die Blütenstäbchen der Haselsträucher stellen sich ungeduldig ganz hoch und warten darauf, daß der Wind ihnen den Blütenhaub fortträgt und neuen bringt.

Und er selbst. Dieser vermeintlich schöne Wind, hat ein häßlich böses Gewissen. Am Bach bei den Weiden hat er sich zu lange verplaudert, hat zu lange die weidenweichen Stäbchen gestreubelt und den Wald vergessen und alle Windhül-
ler, die auf ihn warteten.

Und dann ist noch einer da: der Kuckuck!

Der hat dem Winde nun schon seit dem ersten Sonnenstrahl bei seiner Arbeit zugeguckt und humpelt jetzt wütend und halb kläglich zugleich an ein paar rotbetupften Fliegenpilzen vorbei. Die stoßen sich sichernd mit den Köpfen an und lachen laut heraus, als der Kuckuck, zum joundjobjelsten Male nun schon um den Eichbaum herum schleicht und mit dem jämmerlich wütendsten Kuckucksgesicht sieht, daß der Lerchenpapa immer noch vor dem Neste sitzt und

aufpaßt, daß kein Eindringling ihm fremde Eier ins Nest legt.

O, die Lerchen und die Bachstelzen, die sind vorsichtiger geworden seit dem letzten Jahre! Seit man ihnen ein Stuckfuchsei ins Nest gelegt hat! Darum haben sie diesmal ja auch so hoch gebaut. Sonst tun sie so was doch nie, überlegt der Lerchenpapa, und denkt an den gräßlichen Stuckfuchsnimmerjatt des letzten Jahres, überlegt auch der Stuckfuch und denkt daran, daß er unbedingt sein Ei verlieren wird, wenn er bis so hoch hinauffliegen muß und die dumme Lerche dort oben nicht bald hingeht, wo der Pfeffer wächst.

O, er ist in großen, argen Nöten, der arme Stuckfuch. Vor anderthalb Tagen hat er sein letztes Ei in ein Bachstelzennest gelegt — vor anderthalb Tagen! — und da hatte er sich bald seine Stuckfuchsaugen ausgucken müssen, ehe er's fand. Aber heute — heute war es doch ganz schlimm! Und Freund Stuckfuch hüpfte kummervoll von einem auf's andre Bein. Ja, was soll man denn auch machen, wenn man so schrecklich viel Eier legen muß? Jeden zweiten Tag eins?!

Drüben an den Büschen geht der Förster vorbei. Ein gutes Stuckfuchsjahr, meint er, und beguckt sich seine insektenleeren Waldbäume. Und sein kleines Mädel ruft lachend in das Dickicht: „Stuckfuch! Stuckfuch! Stuckfuch!“

„Stuckfuch, Stuckfuch, Stuckfuch!“ höhnt der Stuckfuch aus dem Gebüsch heraus und weiß vor Angst nicht, wohin er sein kleines Vogelei legen soll.

„Du Dummerchen, Meines,“ sagt hinter ihm plötzlich Klein-Kobold und strahlt den Stuckfuch mit seinen Lachsaugen an. Er hat die ganze

Liebe Kinder!

Vor einigen Tagen beklagten sich einige unserer kleinen Leser, daß unsre Rätsel oft zu schwer seien. Ab und zu haben wir ja von euch Rätsel-Auflösungen erhalten und die waren auch immer richtig.

Wenn euch aber die meisten der Rätsel zu schwer waren, dann hättet ihr das dem schwarzen Jungen schon längst mitteilen können. Der hat die Rätsel immer lösen können, aber er hätte dann sicher dafür gesorgt, daß die Redaktion euch leichtere Aufgaben stellt. — Also meldet so etwas stets

der Redaktion.



Zeit beobachtet und hält jetzt ein allerliebsteß Grasmüdenestchen hin, in das unser Stuckfuch mit einem erleichterten Seufzer sein Ei fallen läßt.

Klein-Kobold betrachtet sich den Stuckfuch gräulicherlei, betastet behutlich die weiß und schwarz gebänderten Federn seines Bäuchleins und huscht mit dem Nestchen davon, damit die Grasmüden-Eltern sich nicht ängstigen brauchen.

„Stuckfuch! Stuckfuch!“ schreit unser Stuckfuch vor Freude, und sein Weibchen lüchelt ein lustiges Koboldlachen. —

Wie Tiere sich zurechtfinden

In einer Oberförsterei an der pommerschen Küste, zu der weite, dichte Waldungen gehören, die fast urwaldhaften Charakter haben, hat man im letzten harten Winter drei Wildschweine aufgenommen, die sich auf der Nahrungssuche der Försterei genähert hatten. Als es warm wurde, sollten wenigstens zwei von ihnen wieder allein für ihre Nah-

rung sorgen. In einem dunklen Kasten wurden sie kilometerweit in den Forst gefahren, damit sie den Rückweg nicht finden sollten.

Es war am Vormittag. Als der Förster am Nachmittag von einem Ritt heimkehrte, hatte sich eins von den beiden Wildschweinen schon heimgefunden, und mit den Hunden, die es nicht wieder hineinlassen wollten, eine große Beißerei veranstaltet. Es hatte sich an den gedeckten Tisch gewöhnt und wollte eben wieder zurück. Obwohl es auf der ganzen Fahrt nichts vom Wege gesehen haben kann, hat es doch den Heimweg wiedergefunden. —

Ein Schlauberger

„Na, Mar, zeige mir mal dein Zeugnis. Ist es denn auch gut?“

„Ja, Papa; aber ich habe mich trotzdem entschlossen, nochmals in derselben Klasse zu bleiben.“

Angelpeters Abenteuer

Peter war ein leidenschaftlicher Angler und ein großer Naturfreund. Nichts konnte ihn leichter aus dem Bette locken als ein taufrischer Frühlingmorgen. Wenn andre Leute noch tief im Schlummer lagen und die Sonne erst durch einen rötlichen Schein ihr Kommen verkündete, dann entfloß unser Peter oftmals schon, auf bravem Stahlroß, dem dunstigen Steinmeer der Stadt.

Sei, welche Lust durch Feld und Wald und Wiejengründe zu gleiten, wenn alles noch in feierlicher Stille lag. Wenn der Tau von den satigrünen Blättern perlte und hin und wieder jauchzende Vogelstimmen den goldenen Morgen begrüßten. Wenn aus der glatten Wasserfläche Fische munter emporschnellten und im Schilfe Wasserhühner ihre Jungen lockten.

So war auch eines Morgens unser Peter wieder im Gange. Wohl ausgerüstet nach Anglerart trampelte er wohlgenut am Flußufer dahin, seinem Ziele — einem Puhnenloß entgegen.

Fröhlich und frei, ein Liedchen mäkkelnd, fuhr er in den jungen Tag hinein und ließ seine Blide wohlgenut um sich schweifen. Da gab es plötzlich einen Aufschrei. Dann lag Peter auch schon samt seinem Rade im hohen Graje am Wegestrand und ein Fischen könnte an sein Ohr. Er schnodden sprang er hurra auf und mühte sein Stahlroß — o und weh — verbogen war das Vorderrad und geplagt Schlauch und Mantel.

Peter warf kurz entschlossen seine Angelischen in das Gras, und begann sein Rad zu reparieren.

Zwei zunftmäßige Wanderer zogen grüßend vorüber und ein paar Schnitter mit der Sense. Auch einige Angler trampelten mit einem „Frei Petri Heil!“ des Weges.

Peter hörte und sah sie kaum — mit verbissener Wut bearbeitete er den Gummi. Endlich klappte es, der Schlauch hielt wieder Luft. Nun aber auf und hin zum Fluße, jede Minute dünkte ihn kostbar.

Doch, wo war nur sein Rucksack mit Speise und Trank und sämtlichen Angelischen? Der Mantel, das Futteral mit den Stöcken, sein Hut, seine Tade — alles lag da im Graje, nur der Rucksack nicht. Sollten etwa die beiden Handwerksburschen . . . ?

Hurtig schwang er sich aufs Rad. Bald hatte er die Handwerksburschen eingeholt. Ob sie seinen Rucksack gesehen hätten, ging er direkt aufs Ziel los. Nein, außer ihren dürftigen Bündeln hatten sie nichts was Peters Verdacht nähren konnte.

Vielleicht die Schnitter? Er jagte wieder zurück. Zaghaft fragte er nach seinem Rucksack, während seine Blide denselben unter den Taden der Schnitter suchten.

„Rucksack?“ Ob er glaube, sie hätten ihn gestohlen! Eine schwielige Hand hob sich, da spritzte Peter wieder davon.

Hin zu den Anglern. Doch auch diese hatten von seinem Rucksack nichts gesehen.

Unserm Peter war die Lust an allem vergangen. Mühsam schwang er sich auf sein Stahlroß und jagte heimwärts. Er hörte kaum den Morgengefang der erwachenden Vogelchören und am Abend gar die zunehmende

Wärme der aufgehenden Sonne als lästig.

„Nanu Peter, schon wieder daheim?“ empfing ihn seine Mutter.

„Mein Rucksack ist weg, Mutter, gestohlen!“ brummte Peter zur Antwort und sah verstoßen zur Mutter hin, Schelte erwartend.

Aber zu seiner Verwundung lachte sie hell auf und sagte „Dein Rucksack? das mußt du erzählen.“

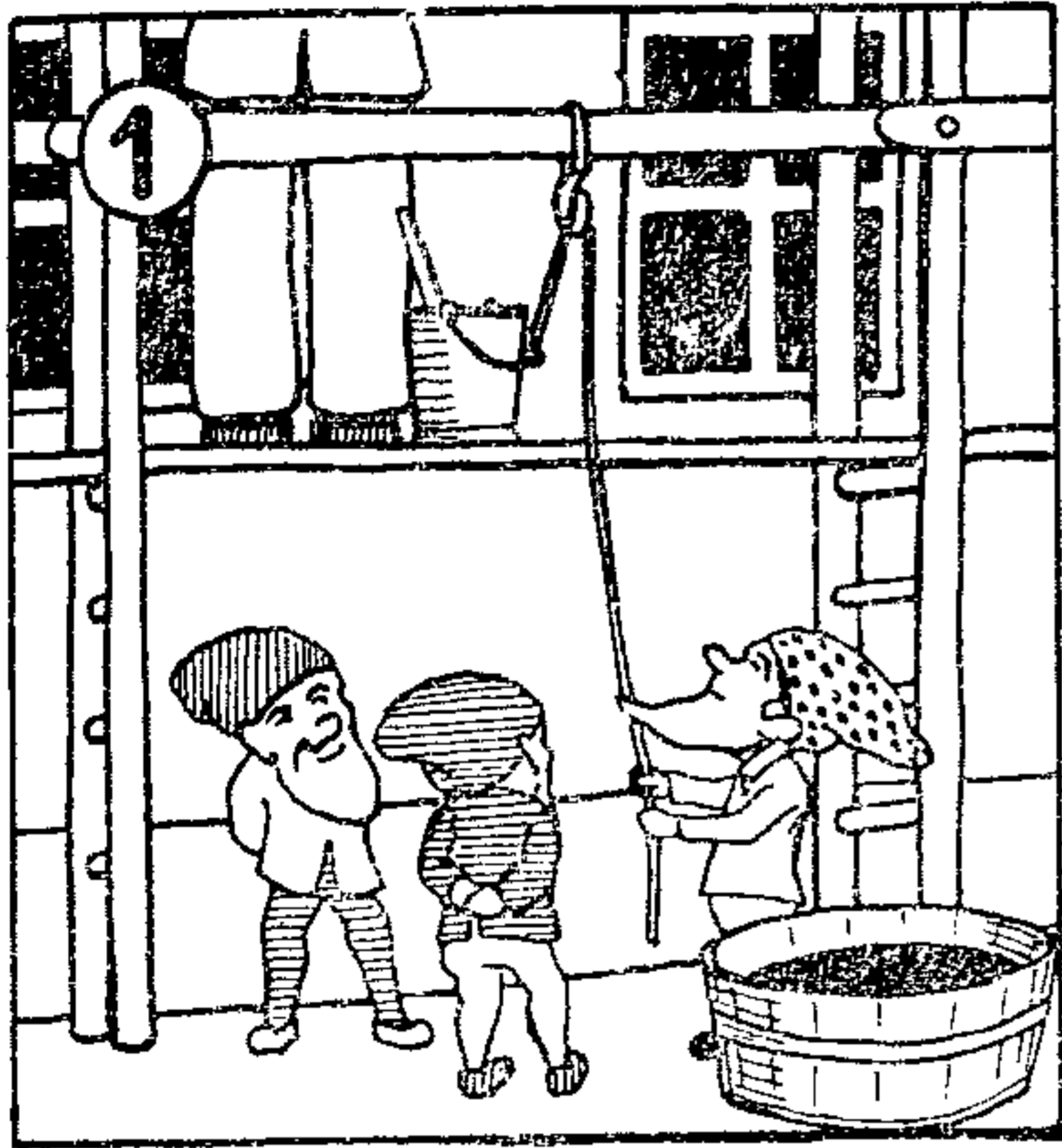
Und Peter erzählte. Da lachte die Mutter noch mehr: „Peter Peter, heute hatten du bestimmt nicht ausgeschlafen — sieh dort steh: ja dein Rucksack —, vergessen hast du ihn — ganz einfach vergessen.“ Und sie lachte über das nicht sehr schlaue Gesicht, das ihr Peter bei dieser Eröffnung machte. —

Reim mit Leim und Kleister

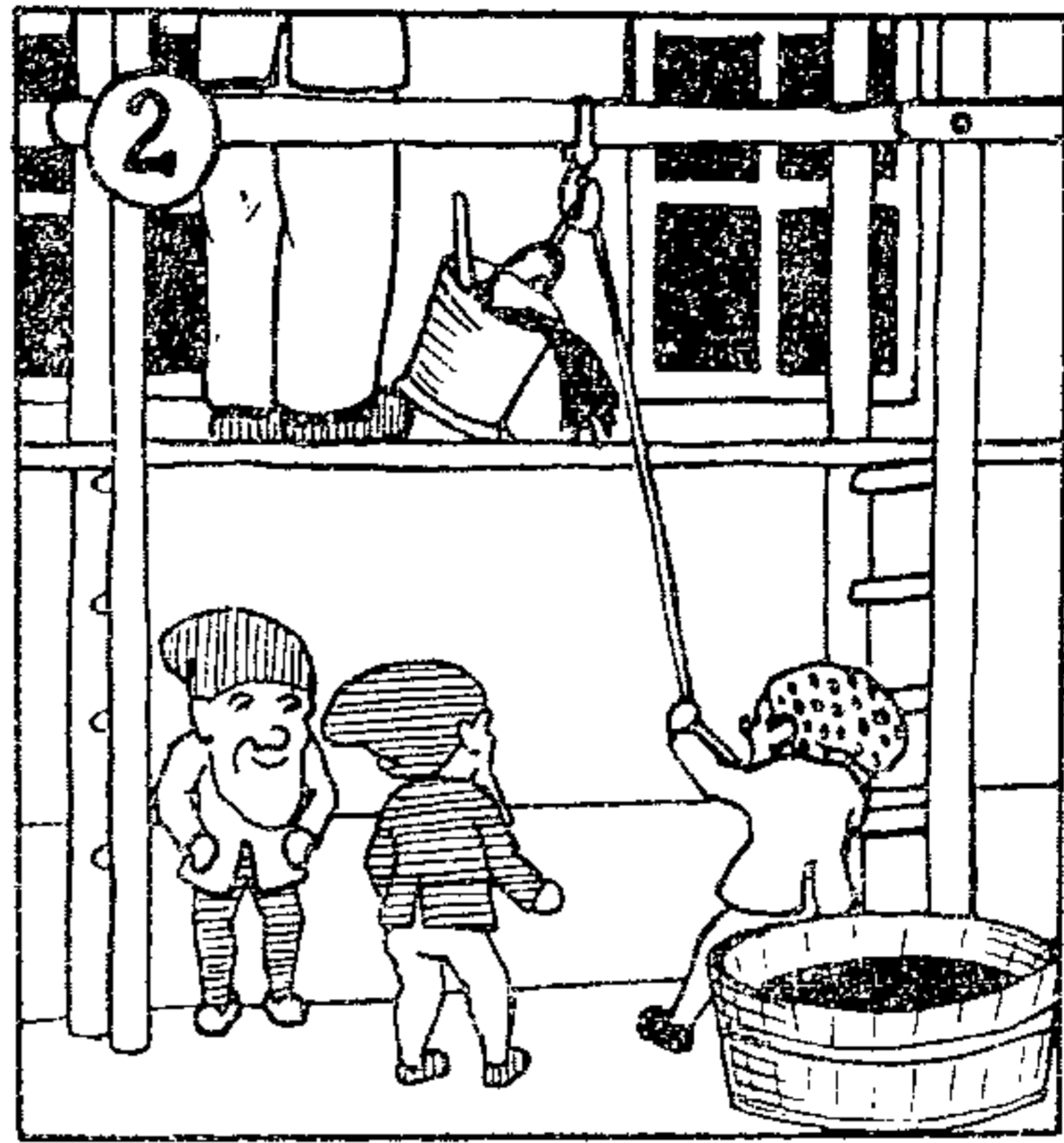
Als der Dombherr Gleim, ein berühmter Dichter, eines Tages in seinem idyllischen Häuschen zu Halberstadt eine Gesellschaft gab, wollte ihn der Bürgermeister einer kleinen Stadt besonders ehren und sich zugleich ebenfalls als Dichter erweisen. Nachdem er lange Zeit nachgedacht hatte, erhob er plötzlich sein gefülltes Glas und rief stolz aus: „Hoch lebe Vater Gleim, er ist der Freundschaft Leim!“

Gleim, der Reimereien auf seinen Namen nicht leiden konnte, machte seinem Dichterruhm alle Ehre, indem er sofort mit einem andern gereimten Trinkspruch antwortete; er stieß mit ihm an und sagte: „Und der Herr Bürgermeister, er ist der Freundschaft Kleister!“

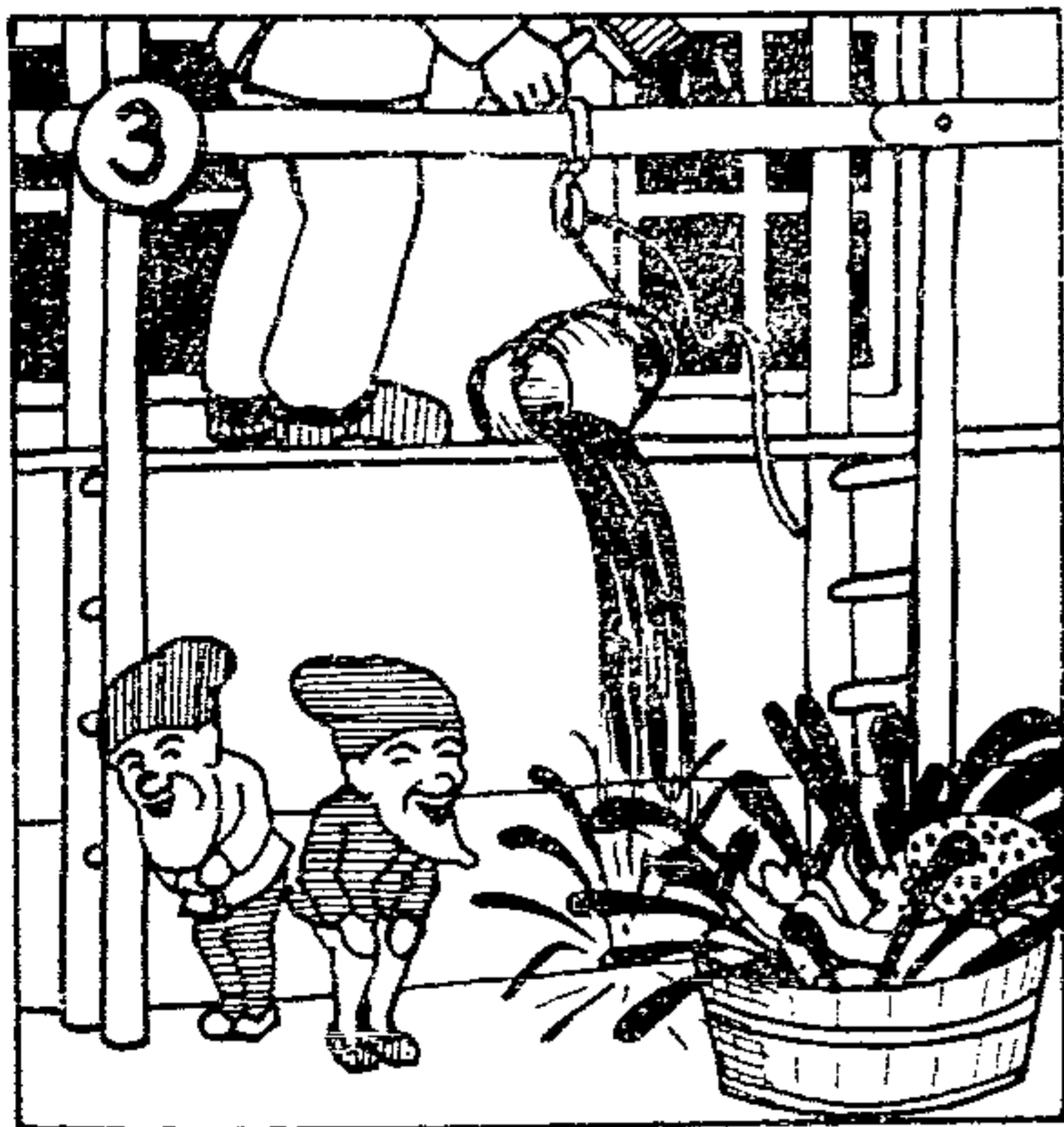
FLICK, FLOCK, FLAUM, DIE ZWERGE



1
Flick, Flock, Flaum, die Zwerge,
von dem letzten Berge,
sahn hoch oben einen Mann,
Leitern, Strick und etwas dran.



2
Und der Flaum behende
griff des Strickes Ende.
Ein paar Schritte schnell zurück
gingen ahnend Flock und Flick.



3
Eh' man sich's versehen
war'n Malheur geschehen,
zu der andern großem Spaß
flog der Flaum ins Farbenfaß.



4
Wie neu angestrichen
ist er draus entwichen.
„Siehst du, Flaumchen, Uebermut“,
sprach der Flick, „tut selten gut.“



Beziehbilder

links: Wo ist das vierte Schwein?

rechts: Wo ist der Wildschütz?



Eine Markthalle als Vogelhaus

In dem brasilischen Städtchen Campinas in der Provinz Sao Paulo steht eine Markthalle, die von der Tierliebe der Einwohner Zeugnis ablegt. Die Stadt wächst von Jahr zu Jahr, so daß die Markthalle zu klein wurde. Es wurde also beschlossen, eine neue, größere Markthalle zu errichten.

Der Beschluß war leichter als seine Durchführung. Unter der langgestreckten Kuppel nisteten nämlich Tausende von Schwalben, denen Obdachlosigkeit drohte. Das wollten aber die Bürger von Campinas nicht, lieber behalten sie sich weiter mit der alten Markthalle.

Schließlich ging es aber doch nicht mehr. Und so ließ man die alte Markthalle einfach unberührt stehen und baute auf der andern Seite des Platzes eine neue, größere. Die alte Markthalle aber dient seitdem als städtisches Vogelhaus. Von Zeit zu Zeit wird das Haus gereinigt und die Nester entfernt.

Vielleicht ist auch etwas Eigennutz mit im Spiel. Die Bürger von Campinas versichern nämlich, daß es in ganz Brasilien keine Stadt gebe, die weniger unter Insekten zu leiden habe als Campinas. Die Vertilgung der Insekten dankt Campinas den Schwalben; daher die Fürsorge für die gefiederten Wohltäter. —

Der Frosch und der Dohle

Ein Frosch saß in seinem Dümpele und sah einen Dohlen vorbeiziehen. „Hei“, dachte er, „welch ein stattlich Tier, aber wenn ich mich nur gehörig aufbliese, so wäre ich gewiß auch nicht kleiner und ebenso stattlich anzusehen.“ Er blies sich also auf mit aller Gewalt. „Komme einmal her, Ainder“, rief er den jungen Froschen zu, „seht einmal nach, ob ich nun so groß bin wie jener Dohle“.

„Aber nein, Vater“, jagten die Kleinen.

Da blies sich der Frosch noch mehr auf und jagte: „Aber ja?“

Die Froschen lachten und riefen: „Da fehlt noch viel.“

Da nahm der Frosch alle Kraft zusammen und blies sich auf mit aller Gewalt. bis er platzte. „Salt“, rief er noch, „das geht zu weit“.

Aber da war er schon tot.

So geht es allen, die mehr scheinen wollen als sie sind. Auch soll man sich nicht mit jedem Dohlen vergleichen wollen. —

Magisches Quadrat

E	G	G	I
I	I	I	I
K	L	L	M
M	O	R	R

1. Russische Halbinsel,
2. Berg in der Schweiz,
3. Stacheltier,
4. Insel im Ägäischen Meer.

Kästel-Auflösungen

Auflösung des Wortauschneiderätsels.
Wie du mir, so ich dir. —

*

Auflösung des magischen Quadrats:

1. Erde, 2. Lyon, 3. Bonn,
4. Tunn.